Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 1

Artikel: Aus der Morgarten-Festrede Giuseppe Mottas

Autor: Motta, Giuseppe

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633176

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

über; nach dem Tode des letzten Ritters von Wabern, des berühmten Berner Schultheißen Petermann von Wabern, gehörte die Freiherrschaft nacheinander den Edlen von Stein und Luternau (bis 1624), den Familien von Stürler (bis 1700), von Muralt (bis 1721), von Wattenwyl (bis 1798).

Der Stadt Bern „zu nach saß", nach Justingers Ausdruck auch die Feste Bremgarten, an der Aare, und die Berner „zogen us . . . und zerbrachen die Burg". Das war im Oktober 1299. Sie mußten dann an den Grafen von Nidau und an den Kastellan Ulrich von Erlach, denen die Burg pfandrechtlich zugehört hatte, Entschädigungen bezahlen.

Das weiter nördlich an der Aare gelegene Schloß Reichenbach ist erst später entstanden. Rudolf von Erlach, der Führer der Berner bei Laupen, erweiterte nach der Schlacht seinen Grundbesitz in Reichenbach, auf dem ursprünglich bloß eine Mühle stand, zu einer Herrschaft und baute ein Schloß darauf.

Das aufstrebende Bern des 13. und 14. Jahrhunderts zerstörte so allmählich alle feindlichen Burgen oder brachte sie in Abhängigkeit, indem sie deren Besitzer nötigten, in ihr Burgrecht einzutreten und ihre Herrschaftsrechte von der Stadt zu Lehen zu empfangen. Das Schicksal der Schlösser im Berner Lande wurde so eng mit dem der Stadt verknüpft. Für viele mag das eine Hemmung der baulichen Entwicklung bedeutet haben, für die Mehrzahl vielleicht aber die Existenzerhaltung. Denn einerseits ward durch dieses Besitzverhältnis ein anderer Bauwille als der durch den Nützlichkeitsstandpunkt gegebene sozusagen unmöglich, da der bernische Staatsgeist im allgemeinen jedem öffentlichen Luxus abhold war; die Schlösser waren gut und recht, solange sie ihrem Zweck als Landvogteisitze dienten; anderseits waren bei der elementaren Kraft, mit der sich die eidgenössische Demokratie entwickelte, die Aussichten für das Gedeihen eines selbständigen Feudalstandes sehr gering und man kann deshalb die Politik der alten Berner, die so geschickt die eigenen Interessen mit denen des angesessenen Adels zu vermischen wußten, vom Standpunkte des Heimatschutzes aus nur loben. H. B.

Aus der Morgarten-Festrede Giuseppe Mottas.*

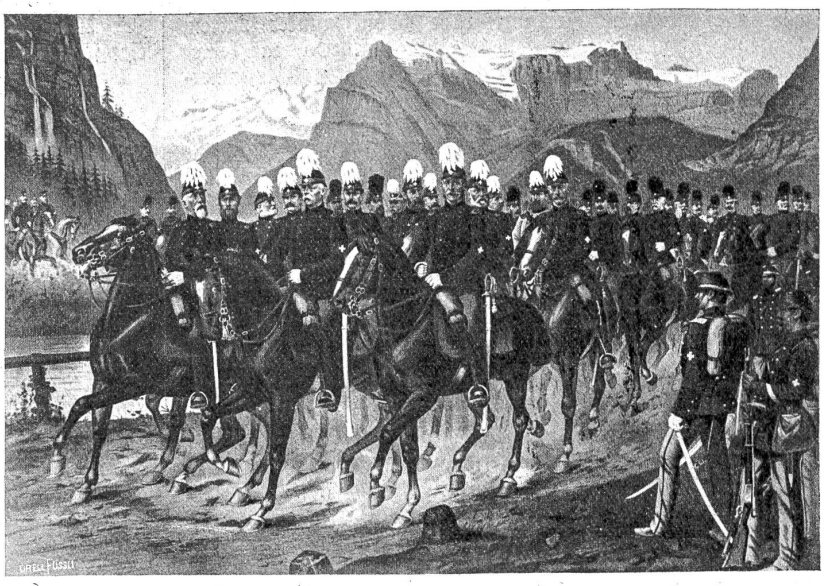
„Betrachten wir hier einen Augenblick die gegenwärtige Lage der Schweiz, so entdecken wir Gründe zur vollen Zufriedenheit, aber auch Gründe zu heilsamem Nachdenken. Grund zur Zufriedenheit bildet die Achtung, ja Hochachtung, welche wir uns ringsum erworben haben durch die entschiedene und sorgfältige Wahrnehmung unserer äußeren Sicherheit. Keine Regierung der Welt zweifelt an der Aufrichtigkeit unserer staatlichen Neutralität. Vom einfachsten Bürger bis zur höchsten Amtsperson der Republik besteht in diesem Punkt kein Schatten der Meinungsverschiedenheit. Fragen wir, in irgend einer Landesgegend der Schweiz, die Führer unserer Armee, die Lehrer an unseren Hochschulen oder den Arbeiter in der Werkstatt und auf dem Felde draußen, auf allen Lippen wird die Antwort, welche die Ehre anbefiehlt, die Forschung ergibt oder der gesunde Menschenverstand nahelegt, stets nur die eine sein: die Politik der Schweiz ist die Politik der wohlwollenden Neutralität gegenüber allen, aber zugleich der bewaffneten Neutralität gegen alle.

Ursache zum Nachdenken bietet hingegen die Art und Weise, in welcher jeder einzelne Bürger für sich selbst, außerhalb des Staates, den Begriff der Neutralität erfaßt und begrenzt. Verstehen wir uns recht! Wir dürfen dem Zug der Blutsbande folgen, wir dürfen auf die Stimmen geistiger Verwandtschaft hören, und berechtigt ist die Anstrengung, die jeder von uns macht, um, mit der Hilfe des Gewissens, die letzte Rechenschaft sich zu geben, wo Recht ist und Gerechtigkeit. Es gehört zur Freiheit, über das Tun der Menschen urteilen zu dürfen. Aber die individuelle Freiheit treibt Mißbrauch mit sich selbst, wenn sie sich den Interessen der Allgemeinheit nicht unterordnen will. Die Verworrenheit der gewaltigen Ereignisse, welche sich zum Teil auf unmittelbare Ursachen zurückführen lassen, aber zum größeren Teil tiefer und weit zurückliegenden Ursachen entsprungen sind, gebietet Ruhe und Zurückhaltung im Urteil. Es scheint mir daher nicht im Einklang mit den dauernden und künftigen Interessen der Eidgenossenschaft, wenn ihr Gleichgewicht in auseinandergehenden Sympathien gesucht werden will, welche einander zum Gegengewicht dienen sollen: denn dieses System des Gegengewichtes findet den Grund des eigenen Gleichgewichts nicht in uns, sondern außer uns. Die Pflicht jedes Schweizers scheint mir darin zu bestehen, nach Maßgabe des Möglichen alles zu vermeiden, was verletzend und trennend ist, um vielmehr alles zu pflegen, was Heil- und Bindemittel sein kann.

*) Aus: Vaterland, nur Dir! Drei Reden von Bundespräsident Motta. Nicht ohne Gefühle der Dankbarkeit liest ein Schweizer das Büchlein, das unter obigem Titel soeben im Verlage Orell Füßli in Zürich erschienen ist. Der Bundespräsident des schicksalbüsteren Jahres 1915 hat sich mit der vornehmen, hochgebildeten und menschenfreundlichen Art, mit der er die äußere Politik unseres Landes geleitet hat, die Herzen aller Schweizerbürger erobert. Die Lektüre seiner offiziellen Festreden zur Murten- und Morgartenschlachtfeier und zur Bundesfeier in Bellinzona verstärkt den Eindruck, daß uns in Giuseppe Motta ein auch als Mensch verehrungswürdiger, großzügiger Staatsmann geschenkt worden ist.

Soldaten-Weihnacht an der Grenze.
Nach einem Original von Willi Burger.

Es ist unser unschätzbares Glück und Vorrecht, in unserem Schoß drei Kulturen und drei Sprachen aufzunehmen, von den gepriesensten und schönsten des Menschengeschlechtes. Nein, schenken wir dem leidenschaftlichen, wenn auch erklärlichen Ruf niemals Gehör, welcher aus Gründen, die nicht die unseren sein können, das Wort vom ewigen Haß verkündet. Es wird eine Zeit kommen, ich bin überzeugt, zu der alle in den Krieg verwickelten Völker uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und unser Schweizerland, so klein und doch so groß, preisen werden, daß es die Sache keiner der großen Kriegsmächte zur seinigen machen wollte und will, um in der Lage zu sein, heute allen gegenüber seine Aufgabe der Nächstenliebe zu erfüllen und morgen ihnen allen seine reine, sonnenumflossene Alpenwelt als ein Symbol vor Augen zu stellen, als das Symbol einer in den Werken des Geistes wiederversöhnten Menschheit, wo der Stahl der Kanonen und Bajonette dazu dienen soll, Spaten und Pflug zu schmieden.



Der schweizerische Generalstab während des deutsch-französischen Krieges 1870/71.

Ich vertraue auf die Jugend. Die Geschicke des Vaterlandes ruhen in ihrer Hand. Ich hoffe, daß unsere Kinder immer besser die Pflicht und Notwendigkeit erkennen, die politischen und geistigen Bedingungen zu pflegen und auszugestalten, welche das Wesen der Nation ausmachen. Es gibt weder eine deutsch-schweizerische Nation, noch eine französisch-schweizerische, noch eine italienisch-schweizerische, ich kenne eine einzige Nation, die schweizerische Nation, Feindin der Einförmigkeit, Freundin der Mutterkulturen, aus denen sie geschöpft hat und weiter noch schöpfen wird, aber eine freie, eine politisch und wirtschaftlich selbständige Nation, die sich, mehr noch als auf die fruchtbare und gesunde Vielgestaltigkeit der Stämme und Sprachen, auf die grundlegende Einheit des demokratischen Wollens gründet.

Wolle Gott, daß die Schweiz die feierlichen Lehren dieses ernsten Zeitraumes ihrer Geschichte nicht unbenützt vorbeigehen läßt. Möge sie sich nach dem Kriege, mutig und gefaßt, dem Werk der moralischen Erneuerung und des wirtschaftlichen wie finanziellen Wiederaufbaues hingeben; möge ihr guter Stern sie Konfessionen finden lassen, die von gegenseitiger Achtung beseelt sind, Parteien, die den niedrigen Einflüsterungen der Selbstsucht das Gehör versagen, soziale Klassen, die für das Gebot der Solidarität ein offenes Herz haben, und eine hochgemute und ideal gesinnte Jugend, welche die Seele und Hoffnung des Vaterlandes verkörpert."

Im Feld des Morgens früh...

Eine Soldatengeschichte von Cajetan Binz.

Als der Himmel über dem Bantiger anfing, hell und rot zu werden, als glühende Zungen in die Luft hinausleckten und die Nebel der Nacht in den Boden krochen, ertönte in der Kaserne selbst durch die vornehmen Schlafräume der Aspiranten das gefürchtete: Auf!

Und auch hier, wie am Himmel, begann ein Züngeln und ein Lebendigwerden. Zuerst erschienen vorsichtig die schlafseligen Nasenspitzen in der Kasernenluft, dann öffnete sich ein gähnender Mund und endlich tauchte die ganze Morgenröte eines Aspirantenkopfes aus den weißen, weichen Nebeln der Kissen.

Draußen, in den Bäumen vor der Kriegsanstalt, in diesen vertrauten, strammen Kastanienbäumen, fingen die Vögel an zu singen, die Sonne wurde lustig und keck und sprühte ihre tausend und abertausend Lichtquellen in die verschiedenen Boudoirs.

Freundlich wurde sie freilich nicht begrüßt, denn der Aspirant hat immer am Morgen die Stunden seiner tiefsten Depression. Wartet ihm doch ein Tag voll Mühsal und Arbeit, schweben doch viele kräftige und unbarmherzige Instruktorenflüche wie Bazillen in der Luft.

Im Zimmer fünfundzwanzig war schweigsame, dumpfe Tätigkeit. Mechanisch zog man die Hosen an, mechanisch wusch man sich den Schlaf aus den Augen. Nur wenn ein Marschschuh mit Steinen gefüllt oder eine Zahnbürste mit Schuhfett beschmiert war — Gott weiß, welche Uebeltäter in mitternächtlichen Stunden solche Gemeinheiten verüben! — rollte ein heiseres Donnerwetter wie Stein- und Hagelschlag durch das Gemach.

Der heutige Tag war der 31. August. Im Grunde hätte er laut jubelnd begrüßt werden sollen, zeichnete er sich doch durch zwei Eigenschaften vor allen andern aus. Erstens einmal war Scharfschießen in Ostermundigen, das heißt, man konnte so recht nach Herzenslust seinen Aerger verknallen und dann gemütlich in den Rasen liegen, der dort so schön und weich und üppig grün ist, wohl von den ungezählten Schweißtropfen, die über manche ausgemergelte Rekrutenwange in die Erde rollten. Und dann war heute — und das ist die Hauptsache — Soldtag. Da klangen am Abend die Geldbeutel unternehmungslustig, und wenn sie nicht klangen, so waren sie doch dick und frech von all den Noten, die ohne Klang und Glanz doch gleichen Wertes sind wie Gold und Silber.

Im Zimmer fünfundzwanzig mochte wohl eine halbe Stunde verstreichen, bis einer das Glück des Tages entdeckte. Von diesem ereignisvollen Moment an war drinnen mehr Gezwitscher und Gezetter als draußen in den alten Kastanienbäumen. — — —

„Achtung — steht! Herr Hauptmann, Aspirant Blaustrumpf. Melde zweiundzwanzig Aspiranten zum Abmarsch bereit!" — „Danke. Abmarschieren. Richtung Schießplatz Ostermundigen!"

Aspirant Blaustrumpf gab mit seiner etwas heiseren Stimme — es hatte gestern unglücklicherweise wieder einer seiner Kameraden seinen Geburtstag feierlich begangen — den sonst tadellosen Abmarschbefehl. Der kleine Trupp großer Männer zog in den sonnenlachenden Morgen hinaus. Lustig klirrten die Bajonette an der Seite, schwer und dumpf schlugen die Schuhe den Takt. Die wenigen Men-